

C. Wolfgang Müller
zum 12. November im SPI

Wie ich es sehe ...

Ich will nicht warten, bis ein Doktorand oder eine Habilitandin ihre Qualifikationsarbeiten als Monografien über den Beitrag von C.W. Müller zur Sozialen Arbeit schreibt. Das würde dann, so denke ich, eine Arbeit werden, in der mein Verhältnis zu bestimmten wissenschaftstheoretischen Positionen einschätzend untersucht würde. Etwa zu der historisch-materialistischen Sichtweise von Dankwart Danckwerts, zu der strukturtheoretischen Messlatte, die Luhmann angelegt hat und deren Beachtung Hans-Uwe Otto einfordert, oder zu der lebensweltlichen Alltäglichkeit, die Hans Thiersch mit der Hoffnung auf ein 'gelingendes Leben' verbindet.

Ich finde solche Reflektionen wichtig und für unsere Zunft unentbehrlich. Aber ich selber möchte mich an ihnen in der Rückschau auf meine bisherige professionelle Tätigkeit nicht beteiligen. Die Geschichte unserer **Disziplin** hat mich weniger interessiert, als die Geschichte der **Berufe**, die wir immer noch unsicher tastend mit den beiden Wörtern 'Soziale Arbeit' bezeichnen. Mich an der **realgeschichtlichen** – nicht an der **ideengeschichtlichen** – Aufhellung dieser Geschichte zu beteiligen und weiterführende Konsequenzen für die Gegenwart abzuleiten, war und ist mir wichtig. Und ich weiß, dass man die Dinge, die einem besonders wichtig sind, **selber** machen muss.

Also will **ich** Ihnen heute, am 12. November 2003, meine Laudatio vorstellen. Dabei werde ich Positionen berühren, die inzwischen zur Zeitgeschichte gehören. Deshalb ist Hartmut Brocke auf die Idee gekommen, eine Kollegin und zwei Kollegen zu bitten, sich anschließend zur möglichen Tragfähigkeit meiner Positionen in heutiger Zeit kritisch zu äußern. Ich bedanke mich im Voraus für diese Mühewaltung und bin gespannt auf ihre Beiträge, die ich – wie wir alle – noch nicht kenne.

Ich glaube drei Grundhaltungen in meiner professionellen Entwicklung zu erkennen, die zu Richtsätzen geführt haben, denen ich gefolgt bin, genauer: denen ich gerne gefolgt sein würde. Denn Sie alle wissen: Bildungsziele (auch die eigenen) sollte man tunlichst im Konjunktiv formulieren.

Ich möchte für Zugangsgerechtigkeiten stehen

Menschen in unserem Lande sind nicht nur gleich vor Gesetz und Richter, sie sollen auch im Hinblick auf ihre **Zugangschancen** zu gesellschaftlichen Ressourcen, die unsere Lebensqualität bestimmen, gerecht behandelt werden.

Ich bin in einer sozialdemokratischen Familie groß geworden. Mein Vater war Volkswirtschaftler und als Bodenreformer Genossenschaftler. Er war vom kollektiven, das heißt gesamtgesellschaftlichen Charakter der Wirtschaft und des Wirtschaftens überzeugt, er misstraute dem neoliberalen Vertrauen auf die selbstregulierende Kraft der Märkte, wenn ihnen nicht der regulierende Wille eines demokratischen Staates gegenübersteht. Philosophisch gesprochen war er Humanist und Optimist und glaubte an die nahezu grenzenlose Bildsamkeit von Menschen, wenn ihnen nicht die Zugangswege zu dieser Bildung – zu **ihrer** Bildung und zu ihrer **Selbstbildung** – verstellt würden. Das war damals, ich rede von den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts – eine entscheidende sozialdemokratische Position. Sie unterschied uns von den Beschlusslagen der KPD, die **jeden** Sektor der **Wirtschaft** verstaatlichen wollte. Wir

setzten damals auf eine allgemeine und polyvalente **Menschenbildung**, die historische und intergenerativ weitergegebene Privilegien abbauen sollte. Es war im Grunde die Fortschreibung von Johann Amos Comenius, dass allen alles gelehrt werden sollte und dass alle alles können und machen dürfen.

Zum Abbau historischer und intergenerativ vererbter – nicht erworbener – Privilegien gehört auch die Sicherung elementarer Lebensbedingungen, also die Herstellung von Lebensqualität, sie geht in einer reichen Gesellschaft über die Sicherung von Grundbedürfnissen hinaus. Die **Sicherung** dieser Lebensbedürfnisse bedeutet auch die Reduzierung von Unsicherheit und Existenzangst. Also beispielsweise auch den Abbau von Arbeitslosigkeit – die ja nicht nur ein wirtschaftliches, sondern auch ein sozialpsychologisches Problem darstellt. Aber nicht nur neoliberale Theoretiker glauben, dass die Angst um den Arbeitsplatz eine heilsame Triebfeder wäre, um das Krankfeiern zu bekämpfen, den Leistungswillen anzuspornen und den Konkurrenzkampf mit den Mitbewerbern um die rar gewordenen Arbeitsplätze zu erhöhen. Welche eine Lebensperspektive.

Mein Verständnis von Zugangsgerechtigkeit zu Lebenschancen, meint nicht notwendig **'Gleichheit'** - sonst gäbe es im Sport kein 'Handicap'. Diese Zugangsgerechtigkeit darf man, so denke ich, nicht nur fordern, wir müssen sie auch im eigenen professionellen Leben **zeigen**.

Ich denke, ich habe den Versuch gemacht, dies zu tun. Ich habe Hunderten von Studienbewerberinnen ohne Abitur den Weg zur 'Sonderreifeprüfung' gezeigt und gebahnt und ihnen ein wissenschaftliches Studium ermöglicht. Unser Institut für Sozialpädagogik an PHB und TUB hat hochschuldidaktisch große Anstrengungen unternommen, um Studierende, die von ihren Familien und ihren Schulen nicht darauf vorbereitet worden waren, anzuleiten, wissenschaftlich zu arbeiten und mit einem wissenschaftlichen Studium ohne inhaltliche Kompromisse zu versöhnen. Aber während andere Studienorte ihre 'Einserabschlüsse' zählten (und die Studienabbrecher verschwiegen), zählten wir den Anteil unserer erfolgreichen Diplomanden, die Arbeiter-töchter (und Arbeitersöhne) aus Wedding und Neukölln waren, aus Wanne-Eckel und von der Schwäbischen Alp.

Die Lektüre der WELT AM SONNTAG vom September hat mich belehrt, dass diese unsere Praxis eine falsche, eine gefährliche, eine schädliche war. Ulf Poschardt schreibt dort über die 'neue soziale Frage':

„Jetzt rächt sich, was an falscher Güte und Leistungsfeindlichkeit in den 70er Jahren gesät wurde. Die damals umgarnten Arbeiterkinder sind in ihrem Klassenbewusstsein gestärkt, aber in die Irre geführt worden. Anstatt Leistungswillen, Fleiß und Disziplin als Ausweg aus Armut und Not zu propagieren, wurden Umverteilungsphantasien genährt“.

'Umverteilungsphantasien ...?' In der Tat bin ich davon überzeugt, dass der gesellschaftlich erworbene Reichtum allen gehört, die ihn erarbeitet und erwirtschaftet haben. Aber gerade der Zugang zu einer polyvalenten Allgemein- und Berufsbildung ist in einer Zeit ein Essential, in der die Kapitalverwertungsbedingungen optimiert und **die Preise** für die Ware Arbeitskraft gedrückt werden.

Mit meiner Haltung gegenüber Allgemeinbildung und Berufsbildung hängt ein zweiter Richtsatz zusammen, dem ich immer folgen wollte:

Studieren heißt in der 'Sozialen Arbeit' professionell zu handeln lernen

Noch immer haben wir in der geisteswissenschaftlichen und sozialwissenschaftlichen akademischen Ausbildung jene unselige Trennung in die **theoretische Aneignung** in Vorlesungen und Seminaren und die (ungeliebte) **praktische Übung** in Hospitationen und Praktika.

Dabei gerät aus dem Blick, dass selbstverständlich auch die theoretische Aneignung ihre handwerkliche Seite hat – wer lernt an der Uni schon angstfrei denken und blockadefrei schreiben? - , sondern dass auch das in den Praktika zu Übende ohne theoretische Deduktionen und ohne theoriegeleitete Reflexionen nur zusammenhanglose Imitate generiert. Deshalb haben wir in unserem Institut in Pädagogischer Hochschule und Technischer Universität von Anfang an – und das heißt seit Beginn der 70er Jahre – unser Studium in der **Hauptdiplomphase** um ein Theorie-Praxis-Seminar gruppiert und konzentriert. In ihm sollten Studierende lernen, auf der Basis wissenschaftlicher Kenntnisse und Erkenntnisse vier Semester lang ein zusammenhängendes professionelles Probehandeln zu üben, das nicht folgenlos bleiben durfte. Seit der Option unseres Institutes für die Technische Universität Berlin haben wir 202 solcher Theorie-Praxis-Seminare durchgeführt. Wir haben dabei gelernt, Ferienreisende für behinderte Jugendliche zu organisieren (und dabei unsere Konzepte von behinderten Jugendlichen zu überprüfen), mit der alltäglichen Gewalt in Jugendzentren umzugehen (und dabei unsere bildungsspezifische Angst vor körperlicher Gewalt zu thematisieren und partiell zu überwinden), mit Kindern in Wald und Feld ökologische Grundbildung zu betreiben, Prostituierten zu helfen, sich zu organisieren und ein verlassenes norwegisches Fischerdorf unter dem Polarkreis als internationales Projekt der Qualifizierung von ausbildungsplatzlosen Jugendlichen neu zu beleben.

Alls diese Projekte waren für uns keine Projekte, praktisch gewendete Nächstenliebe, sondern Aneignungsflächen professionellen sozialarbeiterischen und sozialpädagogischen Handelns in konkreten Situationen – also Aneignungsflächen methodischen professionellen Arbeitens.

Ich selbst habe mich frühzeitig für die sozialhistorischen und zeitgeschichtlichen Ursprünge methodischen Arbeitens in der Sozialen Arbeit interessiert. Eine Einladung der englischen Königin und die luxurierenden Bedingungen als Harkness Fellow in den USA haben mir dabei sehr geholfen und ich erwähne sie mit Dankbarkeit.

Meine internationalen Studien haben mich belehrt, dass unsere Profession einen handwerklichen Kern hat, der nicht staatlich – auch nicht sozialstaatlich – **verordnet**, sondern der durch viele unterschiedliche soziale Bewegungen **abgetrotzt und entfaltet** worden ist. Durch religiöse Bewegungen jenseits der etablierten Kirchen, durch bürgerliche Bewegungen in Kritik am etablierten Bürgertum, durch Frauenbewegungen, Jugendbewegungen, Friedensbewegungen und Ökologiebewegungen – und durch die unzähligen Selbsthilfegruppen der letzten Jahrzehnte in unserem Land.

So habe ich **Gruppenpädagogik** von der bürgerlichen und der proletarischen Jugendbewegung im Berlin der Jahrhundertwende über die recreational movement in den USA bis zur social group work von Gisela Konopka und zur Gruppendynamik von Kurt Lewin verfolgt. Auch **Gemeinwesenarbeit** von Saul Alinsky in den USA bis zu Pfarrer Duntze in Berlin-Kreuzberg und zu den gegenwärtigen Wiederbelebungsversuchen der 'Sozialen Stadt' durch unsere Bundesregierung. Und **'Beratung im Gespräch'** von Mary Richmond über Alice Salomon und Carl Rogers bis hin zu Dora von Caemmerer und den Kolleginnen aus England, den USA und Australien, deren handlungsorientierte Lehrbücher ich in den letzten Jahren für den BELTZ-Verlag übersetzt habe.

Diese **meine handwerkliche Orientierung** ist nicht immer auf Gegenliebe unter meinen universitären Kollegen gestoßen. Und auch die Studierenden haben nicht immer zustimmend reagiert. In den aufregenden und anregenden Zeiten der Studentenbewegung galt 'Handwerk' als 'Handwerkelei'. Auch heute blicken junge, zukunftsfrohe Kollegen eher amüsiert auf die drei alten Methoden aus der Zeit von Dampflokomotive und Dampfradio. Sie verkennen manchmal, dass die klassischen Formen professionellen Handelns in der Sozialen Arbeit komplexe, kommunikationstheoretisch fundierte soziale Interaktionsprozesse beschreiben. Sie beschreiben die Organisation von sozialen Lehr- und Lern-Prozessen, sind also Sonderformen einer allgemeinen Didaktik – allerdings lebensphasenspezifisch organisiert und situativ orientiert. Das macht ihren Unterschied zum schulischen Lehren und Lernen aus.

Auch in der Sozialen Arbeit bis hin zur Sozialarbeit im engeren Sinne geht es **immer um Lehren und Lernen, also um Bildungsprozesse, die in das Arbeitsgebiet der Erziehungswissenschaft fallen**. Das ist die Kernaussage meiner wissenschaftlichen Forschung und Tätigkeit in den letzten vierzig Jahren. Dass diese Kernaussage in meiner Zukunft bisher nicht deutlich wahrgenommen oder gar estimiert worden ist, das ärgert mich in der Tat.

Ich komme zu meinem dritten Richtsatz:

Lehren und Lernen – ich betone: Lehren und Lernen ist in der Sozialen Arbeit (und nicht nur in ihr) ein ganzheitliches Unternehmen. Zu ihm gehört neben kognitiven Anstrengungen eine Menge Sinnlichkeit.

Ich meine damit zunächst einmal, dass wir unseren ganzen Körper einbeziehen sollten, wenn wir professionell mit anderen Menschen kommunizieren (- ihnen zuhören, sie beraten, sie belehren, ihnen widersprechen, mit ihnen 'leiden'...) und dass wir **gleichzeitig** bei unseren Partnern, Klienten, Adressaten ... **alle Sinne** ansprechen oder ihnen zumindest Gelegenheit geben sollten, mit allen Sinnen ganzheitlich wahrzunehmen. Das soll kein banaler Hinweis auf die Notwendigkeit sein, auch 'den Bauch mit einzu beziehen'. Einmal ist auch der sogenannte 'Bauch' ein Ort, der an der Produktion kognitiver Leistungen beteiligt ist. Zum anderen kann der Hinweis auf den 'Bauch' zu einer ungemäßen Verteufelung kognitiven Denkens führen. 'Du bist mir zu verkopft. Ich kann dich gar nicht richtig wahrnehmen ...' Ich habe diese Aussage nie verstanden. Als ob der Kopf nicht auch zum Körper gehören würde.

Und das ist die andere Seite der Medaille: Ich habe die gegen die 'Verkopfung' gerichtete Reaktion mancher Studierender (und mancher Kollegen) **auch** als Reaktion auf die blässliche Intellektualität mancher ihrer Gesprächspartner empfunden und gleichzeitig auf den konservativen Fundamentalismus von Berufspraktikern, die sich in der Attitüde wohlfühlen, in der sie sind. Ich zitiere mich selbst in einem Briefing für Sozialarbeit aus dem Jahre 1990:

„Seit Jahren bin ich einer Berufskrankheit von uns Sozialpädagogen auf der Spur, die ich der Anschaulichkeit halber 'Rumpelstilzchen-Syndrom' nennen möchte (...). Wir verwenden unsere Person und unseren Körper als entscheidendes Medium, mit dem wir Absichten und Themen transportieren, auf eine sehr sorglose Weise. Wir kleiden uns schlampig, wir sprechen meist nicht deutlich und verständlich, sondern nuscheln vor uns hin. Viele von uns sehen sich außerstande, ihre Stimme über Zimmerlautstärke hinaus zu erheben. Wir machen immer wieder dasselbe Gesicht, immer wieder dieselben abgehackten Bewegungen mit den ungepflegten Händen ... Wir sind halt so, wie wir sind, und unsere Klienten müssen sich damit abfinden. Dafür steckt – und jetzt kommt die eigent-

liche Botschaft des 'Rumpelstilzchen-Syndroms', dafür steckt unter dieser unansehnlichen Schale ein überaus wertvoller Kern. Sind die anderen doch selber schuld, wenn sie diesen Schatz und das in ihm enthaltene Potential nicht für ihre Zwecke nutzen“.

Das gilt übrigens für uns alle. Es gilt für Sozialarbeit und für Sozialpädagoginnen. Und es gilt verschärft für Hochschullehrerinnen und für Hochschullehrer. Die Kommunikation, für die wir bezahlt werden, ist erst beendet, wenn unsere Gesprächspartner die Taste 'roger' drücken. Wir sind nicht gut weil wir **gut** sind, sondern erst dann, **wenn** wir verstanden wurden.

Verstanden zu werden ist wirklich eine Art Leidenschaft bei mir geworden. Vielleicht habe ich diese kognitiv-sinnliche Leidenschaft aus zwei Gründen entwickelt: **einmal**, weil ich gelernter Philologe – also Wörterliebhaber bin. **Zum anderen**, weil ich mein Geld als Student und junger Doktor der Philosophie als Journalist verdient habe. Meine Texte mussten von der Hamburger Redaktion des SPIEGEL's angenommen und dem Setzer übergeben worden sein. Sonst hätte ich sechs Wochen später nicht gewusst, wovon ich mein Mensaessen würde bezahlen können.

Ich habe deshalb in den letzten Jahren im Umfeld der Frankfurter Buchmesse im Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Schreibwerkstätten veranstaltet – zuletzt mit meiner Kollegin Dr. Sabine Gieschler - , um Kolleginnen und Kollegen aus unserer Zunft zu ermutigen, schlank zu reden und eine schlanke, gleichzeitig aber sinnliche Schreibe zu schreiben. 'Hauptsätze, Hauptsätze, Hauptsätze' rief Kurt Tucholsky. 'Starke Verben' sage ich. 'Starke Verben', 'weil sie das dynamische Element in der Satzaussage sind. Aktiv verwendete Hauptwörter, welche die Täter zeigen und nicht die Opfer, und ein sparsamer Gebrauch von Adverbien, damit wir uns nicht in missverstandenen poetischer Attitüde um Kopf und Kragen schreiben'.

Ich bin sehr froh und fühle mich bestätigt, seit alle drei Berliner Universitäten im Wintersemester 2003/2004 Schreibwerkstätten für Studierende, für Mitarbeiter und junge Wissenschaftler veranstalten. Hoffentlich kommen die Richtigen. Hoffentlich lehren die Rechten – und das ist keine politische Richtungsbestimmung.

Ich erinnere noch einmal: Die drei Richtsätze, die ich für mein professionelles Handeln in den letzten Vierzig Jahren für mich selber formuliert und hoffnungsvoller weise auch befolgt habe, lauten:

- o Alle Menschen sollen im Hinblick auf ihre Zugangschancen zu gesellschaftlichen Ressourcen, die unsere Lebensqualität bestimmten, gerecht behandelt werden;
- o Alle Studierenden der Sozialen Arbeit sollen im Hinblick auf ihr professionelles Handeln methodisch orientiert und qualifiziert werden;
- o zum Lehren und Lernen in der Sozialen Arbeit gehört, wie für alle Bildungsprozesse, ein Ineinander von intellektuellen, sozialen und emotionalen Anstrengungen. Das können wir von guten Schriftstellern und Dramatikern lernen.

Wenn ich mir diese Sätze als Ertrag einer vierzigjährigen Hochschullehrtätigkeit vor Augen führe, dann erscheinen sie mir entweder altmodisch oder banal oder von der rührenden Naivität eines Jungen, der einen Wunschzettel für den Weihnachtsmann schreibt.